

Es gibt Krankheiten, die im Besonderen geeignet scheinen, aus ihrem engen medizinischen Bedeutungszusammenhang herauszuwachsen, mit Bildern und Vorstellungen aufgeladen zu werden, die den Träger selbst oder die Gesellschaft als Ganzes charakterisieren sollen.

Man denke etwa an die Syphilis, die im Rufe einer vulgären Krankheit stand, die den erniedrigte, der von ihr betroffen war. Zu bestimmten Zeiten galt sie dagegen sogar als Prestigekrankheit. Der rumänische Autor Smilianitch wollte – es ist schon eine Weile her – beweisen, dass es für jemand, der nicht das Glück hat, an Syphilis zu leiden, keinen Zweck hat, Ansprüche zu stellen. «Ich war sehr beeindruckt. Ich wollte damals Syphilitiker sein», sagte einmal der Essayist Emile Cioran.



Es gibt Autoren, welche die Krebszelle als ultimatives Programm zur Herstellung von Unendlichkeit und Vollkommenheit interpretiert haben. Im unkontrollierbaren, totalen Vermehrungstriumph stellt der Krebs aus Sicht des Gesamtorganismus gleichwohl eine einzige Katastrophe dar. Der Höhepunkt seines Siegeszuges fällt mit dem Tod

Endsieg der Einfalt

Ein anderes Beispiel ist die Tuberkulose, die eher in den Ruf einer vornehmen Krankheit geriet. Susan Sonntag hat das in ihrem berühmten Buch «Krankheit als Metapher» eindrücklich dargestellt. An Tuberkulose erkrankten die traurigen, die empfindsamen Menschen. Ihre im fortschreitenden Leiden zunehmende Entkräftung konnte – literarisch – ganz im romantischen Bild der Sehnsucht und geistigen Verfeinerung aufgehen. Der Tuberkulosekranke als «der Wanderer auf der nimmer endenden Suche nach dem gesunden Ort». Ein ganz anderes Bild beschwört der Krebs herauf. Der Betroffene ist zwar einerseits «Krebsopfer», zugleich aber lastet tendenziell immer auch Schuld auf ihm, schreibt Susan Sonntag. Krebs wurde (oder wird?) als etwas Schändliches betrachtet, die «Krankheit zum Tode» stempelt den Betroffenen zum Verlierer; kein Pathos umfängt den Krebskranken, keine romantische Erhöhung wird ihm zuteil. Krebs steht wohl noch immer für den unbarmherzigen Niedergang. Der lyrische Tod ist für den Tuberkulosekranken reserviert, der Krebskranke erliegt seinem aussichtslosen Kampf gegen den Krebs.

des Betroffenen zusammen. Sein hemmungsloses Fortschreiten geschieht im Zeichen einer Entdifferenzierung, der Krebstod ist folglich der Endsieg der Einfalt.

Angesichts solcher Beschreibungen ist es nur zu verständlich, dass Krebs sich im Besonderen dazu eignet, die Krankheit paradigmatisch für am Werk befindliche subversive Kräfte, für den Feind im Inneren und das Böse schlechthin in Gebrauch zu nehmen.

So taten es auch die Nationalsozialisten, die ihnen missliebige Personen (Juden an erster Stelle) als Krebsgeschwüre brandmarkten, die es galt, wie es im hirnverbrannten Sprachgebrauch hiess, aus dem «gesunden Volkskörper» herauszuschneiden (Seite 54 ff.). Wir wissen, mit welchen beispiellosen Greuelthaten die Nazis ihre Vorstellungen in die Tat umsetzten. Der Nationalsozialismus war, in Anlehnung an die Krebsmetaphorik, selbst das ungehemmte vernichtende Wüten einer unsäglichen geistigen Einfalt, die in der totalen Niederlage enden musste.

Uwe Beise